

Besprechungen

Geschichte

Das Heldenlied der Kreuzzüge. Von René Grousset. Übersetzt von Dr. W. v. d. Mülbe. (373 S.) Gustav-Kilpper-Verlag, Stuttgart. Gl. DM 18.—.

Mitunter werden die Kreuzzüge als romantische Abenteuer fahrender Ritter gesehen, andere sahen darin eine Ausgeburt religiösen Fanatismus', wieder andere die unzulässige Verquickung von Irdischem und Göttlichem. Sie meinen, der Einsatz des weltlichen Schwertes für Belange des Glaubens habe dem christlichen Namen unter den Muselmanen nur geschadet und später die christliche Mission unter ihnen grenzenlos erschwert.

Das außerordentlich gut geschriebene Buch des französischen Historikers René Grousset kann hier klärend wirken. Gewiß waren bei den Kreuzzügen Romantik und Abenteuerlust beteiligt, ebenso Beutegier und Raublust. Und manches „fränkischen“ Ritters Grausamkeit wurde beschämt durch edle Großmut dieses oder jenes Sarazenen. Aber diese natürlichen Neigungen und trüben Instinkte hätten niemals den gewaltigen Schwung echter Begeisterung und Hingabe zustande gebracht, der sich in den Führergestalten eines Gottfried von Bouillon, Friedrich Barbarossa, Ludwig des Heiligen, Richard Löwenherz und anderen ihren vornehmsten Ausdruck schuf. Und dann waren ja die Kreuzzüge im Grunde keineswegs Angriffe, sondern Abwehr der Christenheit. Nicht die Christenheit hatte zum Angriff auf die Söhne des Propheten angesetzt, sondern umgekehrt diese die Kernländer des Urchristentums unterjocht. Die Kreuzzüge waren Ausdruck der Solidarität der christlichen Völker und die berechtigte Abwehr gegen den Raub der heiligen Stätten. Und darüber hinaus bedrohte der Halbmond auch Europa selbst. Der Untergang des griechischen Kaisertums, „die Katastrophe von 1453, die seit 1090 täglich drohte“, ist durch die Kreuzzüge und ihre Wirkung „um dreieinhalb Jahrhunderte verschoben“ worden. Das Abendland hatte Zeit gewonnen (19).

Freilich die Rückeroberung des Heiligen Landes hatte keinen Bestand, weil die französischen Ritter der Anarchie verfielen. Theoretisch war das lateinische Königreich von Jerusalem übernational, praktisch wurde es aber im Laufe der Zeit ein von Franzosen beherrschter Staat. Als der Staufer Friedrich II. durch Heirat König von Palästina geworden war und seine in Sizilien gewohnte Regierungsform auf das neue Kronland übertragen wollte, gab es begreiflicherweise Widerstand. Er ging bald in offene Empörung über. Friedrich hat nun ohne Zweifel unklug und unpsychologisch gehandelt.

Indes lag darin nicht der einzige Grund seines Mißerfolges. Es ist, als ob irgendein Vorzeichen der Animosität, die in späteren Zeiten die Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen so oft vergiftet hat, bereits über Friedrichs Palästinafahrt gelegen habe. Es kann freilich sein, daß hier auch die Geschichtsschau des Historikers hereinspielt. Und schließlich scheinen die lokalen politischen Gewalten, die Ritterorden und die Vassallen der Krone von Jerusalem die anarchische Freiheit des Faustrechts überhaupt der Unterordnung unter einen königlichen Landesherrn vorgezogen zu haben. Daran ist dann dieser orientalische Vorposten Europas und der Christenheit zu Grunde gegangen. Der Türke hatte leichtes Spiel.

Die Tragödie des Heiligen Reiches. Von Friedrich Heer. (361 S.) W. Kohlhammer, Stuttgart.

Die These von der Relativität der alten Reichsidee des Sacrum Imperium Romanum kann einen mehrfachen Sinn haben. Sie kann besagen, daß es keine Geschichtsepoche gibt und geben kann, die das Göttliche vollendet widerspiegelt und die sich rühmen könnte, den höchstmöglichen analogen Nachvollzug der göttlichen Vollkommenheit in der Zeit zu bilden. In diesem Sinne besteht die These unbedingt zu Recht. Oder sie kann ausdrücken, daß diese Reichsidee zwar für ein gewisses Zeitalter eine wirkliche und echte Synthese von Geistlichem und Weltlichem, von Natur und Offenbarung, Staat und Kirche gebildet habe, daß aber die folgenden Zeiten diese Idee entsprechend ihrer geistigen Entwicklungsstufe hätten weiter entfalten bzw. neu gestalten müssen. Auch in diesem Sinne besteht die These zu Recht. Es würde sich dann nur noch darum handeln, festzustellen, bis zu welchem Grade die alte Reichsidee geschichtlich tatsächlich verwirklicht worden und von welchem Jahrhundert ab ein Gestaltwandel erforderlich gewesen wäre. Das alte Reich könnte dann etwa für die Zeit des Hochmittelalters wegen seiner Statik, aber nicht seinem Wesen nach bekämpft werden.

Im neuen Buch Friedrich Heers geht es aber um mehr. Es stellt einen Angriff auf das Wesen, auf die Christlichkeit dieses Reiches selber dar. Es war nach ihm keine wirkliche und echte innerliche Heiligung des Welt- und Naturhaften durch Gnade und Glauben. Zwar finden sich manche Stellen, die eine solche Heiligung einzuräumen scheinen, so zum Beispiel S. 155, 209, 231, 235. Aber weit öfters scheint der Anspruch der Heiligkeit für das „Reich“ recht verschiedene und recht zweifelhafte Wurzeln zu haben. Nach S. 126 gründet das heilige Königtum in einer wurzelhaften Dreiheit:

des Sakral-Antiken, des Sakral-christlich-Mittelalterlichen und Sakral-volkhaft-Germanischen. Dabei scheint das Sakral-Christliche gegenüber den anderen Wurzeln, zum mindesten gegenüber der sakral-volkhaft-germanischen schwächer zu sein. Denn die Kaiser sind nach Heer meist darauf aus, den christlichen Ordo umzustürzen und die politische Gewalt über jene der geistlichen zu setzen, das heißt im „Reiche Gottes“ dem Imperator den Vorrang vor dem Pontifex zu geben. Die das Irdische transzendierende Aufgabe der Kirche wurde fast regelmäßig von der zeitlichen der Christenheit her beengt. Der Reichsgottesgedanke scheint grundsätzlich vom Irdischen her angedeutet worden zu sein. Der König maß sich nicht nur von Fall zu Fall, sondern auch wieder grundsätzlich priesterliche Gewalt an: „Schon bei den Germanen hatte der König eine gewisse priesterliche Gewalt und sakrale Würde. In fränkischer und karolingischer Zeit ist diese alte Grundlage des priesterlichen Königtums noch voll erhalten; sie trägt auch die geistige Würde des Herrschertums unberührt durch das ganze Mittelalter hindurch bis zur neuen Blüte am Ende dieser Epoche . . .“ (227).

Friedrich Barbarossa und sein Kanzler Rainald von Dassel wollen nichts anderes als die Wiederherstellung der durch den Investiturstreit geschwächten alten Reichsherrslichkeit. Sie verstehen sie wie Karl der Große und die sächsischen und fränkischen Kaiser. Zu diesem Verständnis gehört „die tatsächliche Unterordnung des Papsttums unter die Generallinien der Reichspolitik“ (151). So sieht Friedrich Heer das mittelalterliche Reich. Es ist von hier aus nur ein Schritt zur Behauptung, der totale Staat unserer Zeit sei nur eine Säkularisierung des Gottesreichgedankens aus dem Mittelalter. Das Gottesreich wird bereits damals — nach Heer — massiv erdhafte verstanden und daher ist der „revolutionäre Wunsch, das Reich Gottes zu realisieren“, der Gedanke, der „in säkularisierter Form und verwandelt bekanntlich“ heute weiterlebt „in den großen totalitären politischen Systemen unseres Jahrhunderts“ (145).

Heers Werk, „Die Tragödie des Heiligen Reiches“, setzt die geistvolle Geschichtsanalyse fort, die in seinem Buche „Aufgang Europas“ in und außerhalb der Fachkreise größte Beachtung gefunden hat. Im neuen Buch wird die Problematik noch weiter zugespitzt und verschärft. Die Bausteine seines Geschichtsbildes sind allen Bereichen der mittelalterlichen Welt entnommen, Theologie und Volksfrömmigkeit, Kunst und Poesie, Politik und Minnesang, soziologischen Einzeluntersuchungen und den Offenbarungen des unpersönlich erdhafte Volksgeistes. Aber bei aller Anerkennung, welche die lebendige Farbenpracht dieser Geschichtsschau und der die bloße Historie weit hinter sich

lassende Tiefgang seiner Gedanken uns abnötigt, müssen wir ihm Einseitigkeit vorwerfen. Er verkennt die Mächtigkeit des christlichen Geistes im Mittelalter. Die erdhafte Schwere jener Menschen und das volkhafte und triebhafte Dämmerdunkel ihrer noch tief in die Natur eingebetteten Seelen war vom Geiste Christi mehr durchtränkt und durchleuchtet, als Heer annimmt, und das Gesetz der Freiheit der Kinder Gottes zeigt sich wirksam, auch wo sie den Abstand zwischen Erde und Himmel noch nicht so reflex begriffen hatten wie die folgenden Geschlechter. Dies gilt auch für die Idee des *Sacrum Imperium*.

Eine ganz andere Auffassung vom Heiligen Reiche als Heer erschließen uns Werner Henneke (in seinem jüngst erschienenen Buche „Formwandel und Probleme des Abendlandes“, 1. Band, Biberach/Riß 1952) und Christopher Dawson („Die Gestaltung des Abendlandes“, Köln bei Hegner), der übrigens zwischen der Karolingischen und der eigentlich mittelalterlichen Reichsidee unterscheidet. Er sagt: „Die Einheit des Christentums wurde nicht mehr als die Einheit einer kaiserlichen Selbstherrschaft, als eine Art germanischen Zarentums verstanden, sondern als eine Gemeinschaft freier Völker unter dem Vorsitz des römischen Papstes und Kaisers“ (274). Blicke die Frage, inwieweit die Stauer noch auf der Höhe dieser Reichsidee standen.

Das Mittelalter ist bisher meist entweder verdammt oder romantisch vergoldet worden. Und es scheint, daß wir immer wieder die Pendelschläge dieser Bewertung durchmachen müssen, bis durch Satz und Gegensatz schließlich ein ausgewogenes Urteil der Geschichte erreicht wird. (Vgl. zum Thema vorliegender Besprechung: diese Zeitschrift, Bd. 148, Mai 1951, S. 81 ff.; Bd. 149, Oktober 1951, S. 66 ff.; Bd. 150, April 1952, S. 47 ff.)

Jakob Fugger. 2. Band. Quellen und Erläuterungen. Von Götz Freiherr von Pölnitz. Mit 8 Bildtafeln. (669 S.) Tübingen 1951, J. C. B. Mohr. Kart. DM 44,40, Glb. DM 49,40.

Mancher, der das fesselnde Lebensbild Jakob Fuggers, das zugleich ein Stück politische, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts ist, gelesen hat, wird es begrüßen, nunmehr in diesem zweiten Bande seine Kenntnisse vertiefen und durch wertvolle Einzelheiten bereichern zu können. Erst jetzt erkennt man so ganz, welch ausgedehnte Studien und welch sorgfältige wissenschaftliche Kleinarbeit dem Gesamtwerk zugrunde liegen.

Die eindrucksvolle Gestalt des Augsburger Handelsherrn, eines in mehrfacher Hinsicht königlichen Kaufmanns, ist nicht nur ein bezeichnender Vertreter seiner Zeit, die eine Zeit des Umbruchs war; er selber hat

sie mitgeformt und sein Wirken war im breiten Raume der alten und der neuen Welt spürbar und hat vor allem im oberdeutschen Bereiche unverwischbare Spuren hinterlassen.

1870—1950. Geschichte unserer Zeit. Von Emil Franzel. (496S.) München, R. Oldenbourg. Hln. DM 12.50.

Keine Geschichte, deren Hauptinhalt im Aufzählen kriegerischer Ereignisse, blutiger Schlachten, diplomatischer Intrigen, Hofkabaln und allenfalls noch wirtschaftlicher Kämpfe besteht — wie wir es in früheren Zeiten öfters erleben mußten. Franzel gehört zu jenen neueren Geschichtsschreibern, die vom Geist und seinen Bewegungen ausgehen. Die politische Geschichte ist nur Teil und Ausfluß der Ideen- und Kulturentwicklung, freilich dann selbst wieder zurückwirkend auf die konkrete Gestaltung der Kulturgebiete. In feinen, spannenden, jeweils in sich abgerundeten Einzeluntersuchungen über Dichtung, Literatur, die verschiedenen Richtungen der Philosophie, Religion und Wissenschaft, Technik und Naturwissenschaften, Schule und Bildungswesen, soziale und wirtschaftliche Entwicklung der Völker — werden die Kräfte aufgezeigt, die einen Geschichtsabschnitt beherrschen und bestimmte politische Strömungen erst ermöglichen, begünstigen oder auch hemmen. Für uns Heutige sind sie ganz besonders wichtig unter dem Aspekt der Vorgeschichte unserer jüngsten Katastrophe und als Ausblick und Fingerzeig für die Zukunft. Man wird beim Durchdenken jenes Aspekts freilich zu dem Ergebnis kommen, daß da ein mysterium iniquitatis bleibt, ein Rest von Geheimnis, den der Geschichtsschreiber als solcher nicht beheben, sondern nur aus seinem christlichen Wissen um letzte Tiefen ahnen lassen könnte. Alle jene ideellen Bewegungen, in denen nationalsozialistisches Gedankengut vorweggenommen zu sein scheint, hätten keineswegs unbedingt zu jenem Abgrund von Verworfenheit führen müssen, in den die Hauptführer des Nationalsozialismus geraten sind und in den sie das gesamte deutsche Volk stürzen wollten.

Franzel ruft im Ausblick auf das Kommende zur europäischen Besinnung auf. Der Nationalismus hat im Abendland noch verspätete Triumphe gefeiert, die Triumphe eines Molochs, der die Kinder seiner Anbeter verschlingt. Noch aber hat Europa vor sich die allerletzte Möglichkeit zur Buße und Sinnesänderung. Ob die in alten Vorurteilen festgefahrenen und in der Vermassung verflachten Völker dazu noch fähig sind, wird sich erweisen.

G. F. Klenk S.J.

Von Talleyrand zu Molotow. Von Robert Ingrim. (338 S.) Stuttgart 1951, Deutsche Verlagsanstalt. Gln. DM 11.50.

Ingrims Buch, bereits 1946 in Amerika erschienen, war ein Warnungsruf. Es wollte

dem damals noch unbefangenen Westen die Augen öffnen für die Weltgefahr, die nach der Niederwerfung Hitlers von seiten des bolschewistischen Rußland drohte. Den Nachweis für die Gleichartigkeit der beiden Systeme und ihre Gefahr erbringt der Verfasser durch eine Untersuchung ihres gemeinsamen Wurzelgrundes, der letzten hundertfünfzig Jahre europäischer Geschichte. Die Mächte der Auflösung sieht er emporwachsen aus dem modernen Nationalismus, der durch Verbindung mit dem Sozialismus im braunen und roten Nationalsozialismus seine gefährlichste Spielart erreicht. Für Ingrim ist der Begriff des Nationalsozialismus keine zufällige Wortverbindung, sondern bestes Kennzeichen seiner ideologischen Zusammensetzung und Herkunft. Die Entwicklung des modernen Nationalismus von der Französischen Revolution bis heute nachzuzeichnen, ist darum seine Hauptabsicht. Er verfolgt so mit Kühnheit und Konsequenz das nicht sehr zeitgemäße Bemühen, dem Verständnis der Gegenwart durch Aufdeckung der geschichtlichen Zusammenhänge mit der Vergangenheit näherzukommen. Als ein europäisches Unglück beklagt er die Zerschlagung der alten Donaumonarchie, mit der Europa einen seiner stärksten Stabilitätsfaktoren aufgegeben hat. Anzumerken ist, daß einer überzeugenden Argumentation zuliebe andere Triebkräfte der Geschichte, die nicht so leicht faßbar sind wie der Nationalismus, vielleicht allzu sehr vernachlässigt werden. Unberührt hiervon bleibt dem Buch das Verdienst, ein Beispiel des geistigen Mutes zu geben, ohne den wir nach Ansicht des Verfassers unsere Zeit nie begreifen werden. Unklariertes Denken und sicheres Rechtsgefühl, Mutterwitz und drastischer Ausdruck erweisen Ingrim als den selbständigen und eigenwilligen Zeitbetrachter, als welcher er den deutschen Zeitungslesern durch seine politischen Kommentare schon lange bekannt ist. Sie vor allem werden sich freuen, die Wochenkommentare Ingrims nun auf dem Hintergrund eines weitergespannten Geschichtsbildes betrachten zu können.

L. Volk S.J.

Philosophie

Studien zu den Platonischen Nomoi. Von Gerhard Müller (Zetemata, H. 3). (194 S.) München 1951, C. H. Beck. Geh. DM 15.—.

Die Nomoi stellen mit der Epinomis den Platoforscher vor ein Rätsel. Wie M. durch ins einzelne gehende Untersuchungen zeigt, unterscheiden sich die „Gesetze“ von den früheren Werken Platos durch eine ganz andere Auffassung der Tugend und des Wissens, durch das Fehlen der Ideenlehre, durch eine stilistische Eigenart und durch die Widersprüchlichkeit des Staatsideals. Es kann sich darum nicht um ein Alterswerk Platos